

ANDRÉ CHÉNIER

Luciano Pavarottis letztes Rollendebüt in Wien

Kurzes Vorab-Interview mit dem Tenor

Eine Bariton-Arie statt eines Festes

Luciano Pavarotti sang erstmals den "Andrea Chenier" in Europa - an der Wiener Staatsoper. Das Publikum reagierte spürbar mit gemischten Gefühlen.

Vor Beginn der Vorstellung kam der Direktor des Hauses vor den Vorhang, was mit angstvollem Gemurmel quittiert wurde. Allein, er brachte frohe Kunde: Renato Bruson war bereit, kurzfristig für einen erkrankten Kollegen einzuspringen. Das war Rettung in höchster Not, nicht nur, weil der Wiener Staatsoper über

Nacht der Bariton abhanden gekommen war.

Bruson gelang es nämlich als einzigem, dem Abend so etwas wie innere Größe, wirklich opernhafte Dynamik zu verleihen. Entsprechend tosend fiel der Applaus nach seiner großen Arie denn auch aus. Weder Nina Rautio, die mit mühevoller Heroingeste die Madeleine zu singen versuchte, noch dem prominenten Titelhelden war vergleichbare dramatische und vokale Durchschlagskraft eigen. Pavarotti wirkte den ganzen Abend über seltsam gebremst, sang wie hinter Glas. Das legendäre, strahlende Timbre wollte sich nicht recht entfalten.

Zwei oder drei glanzvolle Töne, der allerletzte im Finale zumal, genügten, um zuletzt doch noch so etwas wie Premierenstimmung aufkommen zu lassen. Man war ja erschienen, um zu feiern. Dennoch: Die zurückhaltenden Reaktionen nach den drei großen Soloszenen des Tenors erwiesen klar: Die Hörer hatten sich entschieden mehr und anderes erwartet.

Im Kontext der notdürftig arrangierten, ehemals von Otto Schenk stammenden Inszenierung wäre immerhin vokal differenzierter Gesang möglich gewesen.

Mit dem Spiel tun sich, zugegeben, auch die Nebenrollendarsteller und die Komparsen schwer. Wenn da zwei

Revolutionäre die Marat-Büste schleppen sollen, als wäre sie zentnerschwer - und zwischendurch mit einem Hoppla verraten, daß sie bestenfalls vierzig Dekagramm auf die Wage bringt, dann erinnert das an Schmiere. Nur Künstler wie der notorische Hundertprozent-Darsteller Heinz Zednik oder der typengerechte, präsenste "Populus" von Alfred Sramek spielen an einem solchen Abend wirklich Oper. Der Rest ist Staffage für ein geplantes, aber in diesem Fall nur zu einem Drittel auch wirklich stattfindendes Sängerfest.

Seltsam erschien die Orchesterleistung unter Marco Armiliato: In ausgewählten Momenten stimmungsvoll und geradezu poetisch, im Normalfall aber ungeschlachtet

und viel zu laut. Ein Fest hätte das nie und nimmer werden können. Wäre Renato Bruson nicht eingesprungen und hätte er nicht so hingebungsvoll und wohllautend gesungen . . .

Luciano Pavarotti im Gespräch

Die New Yorker "Met" erlebte in der vorigen Saison das Rollendebüt Pavarottis als Titelheld von Giordanos "Andre Chenier", eine "Traumpartie" mit drei Arien, die aber so anspruchsvoll ist, "daß man während der Aufführung eher mit Schwierigkeiten kämpft, als daß man Freude am Singen verspürt", kommentiert der Star zu Probenbeginn.

"Ich bin eine Kämpfernatur", wehrt er Fragen ab, die auf sein Alter zielen, ein Alter, in dem, wie Staatsoperndirektor Holender betonte, "sich andere nur mehr auf ihren Lorbeeren ausruhen. Daß Pavarotti sich heute mit einer derartigen Rolle präsentiert, ist einmalig in der Geschichte. Er müßte ja nicht mehr singen." Oder nur noch auf dem Fußballplatz, wo sich weit mehr Geld verdienen läßt.

Der Tenor kontert: "Für einen Sänger ist auch das Singen an einem Opernhaus wie diesem wichtig, in einer Stadt, in der das vielleicht beste Orchester der Welt spielt." Aus dem Showbusiness ist Pavarotti freilich nicht mehr wegzudenken:

Demnächst erscheint sein jüngster musikalischer Seitensprung auf CD - mit Liza Minelli, Eric Clapton, Elton John. "Dafür bekomme ich keinen Penny, der Reinerlös kommt der Errichtung eines Spitals in Mostar zugute."

Die Staatsoper hat zum Anlaß einen kleinen Folder aufgelegt, in dem die - gar nicht so häufigen - Auftritte des Stars in Wien penibel verzeichnet sind. Es begann, erinnert sich Pavarotti, "mit einem Einspringen: 1963 wurde ein Tenor krank und die Mailänder Scala schickte mich als eine ihrer Nachwuchshoffnungen nach Wien. Das war ‚La Boheme‘, wenig später folgte der ‚Rigoletto‘-Herzog". Mit Passagen aus dieser Verdi-Oper singt sich Pavarotti bis heute ein - auch vor

"Chenier", denn: "Wer Questa e quella" singen kann, beherrscht seine Stimme wirklich." Im Falle Pavarottis gilt wohl ähnliches für den Nemorino in Donizettis "Liebestrank": "Den singe ich bis an mein Lebensende!"

mehr

Sinkothek

Beckmessers Diarium

Operamania

Interpreten